

Apostolische Constitution Seiner Heiligkeit Leo's,

durch die göttliche Vorsehung Papstes,
über die Wiederherstellung der Einheit des Ordens
der Minderen Brüder.

Leo Bischof.

Diener der Diener Gottes.

Zum ewigen Andenken.

Es ist Unseres Erachtens durch eine glückliche Fügung und jedenfalls nicht zufällig geschehen, daß Uns einst von allen Provinzen Italiens gerade Umbrien, die Heimath des heiligen Franziskus von Assisi, zu Theil ward, um das bischöfliche Amt zu versehen. Denn durch die Gegend selbst dazu aufgefördert, ergaben Wir Uns einem eingehenden Studium über den seraphischen Vater, und da Wir so viele Denkzeichen an ihn und gleichsam seine Fußstapfen betrachteten, die Uns nicht nur an ihn erinnerten, sondern ihn persönlich Uns vor Augen zu stellen schienen; und nachdem Wir wiederholt die Bergeshöhe von Alvernia erstiegen und die Orte sich Unseren Blicken darboten, wo er das Tageslicht erblickt, wo er gelebt und gestorben, von wo aus durch sein Werk soviel des Guten und Heilsamen in alle Gegenden des Westens und des Ostens sich ergossen, da erkannten Wir um so besser und vollständiger die Größe des Mannes und der ihm von Gott zugewiesenen Aufgabe. Wunderbar ergriff Uns Francisci Auftreten und Wirken, und weil Wir gewahrten, daß die innere Kraft seiner Einrichtungen die christliche Gestaltung des Lebens gar sehr gefördert hat und auch durch die Länge der Zeit nicht abgeschwächt werden kann, bestrebten Wir Uns, während Wir das Bisthum Perugia innehabten, zur Mehrung der christlichen Frömmigkeit und zur Erhaltung der guten Sitten im Volke den dritten Orden, dem Wir nun selbst seit 25 Jahren angehören, wiederherzustellen und zu verbreiten. Auch nachdem Wir den apostolischen Stuhl bestiegen, behielten Wir die gleiche Gesinnung und Absicht bei. Und da Wir aus diesem Grunde wünschten, daß dieser Orden nicht innerhalb enger Grenzen, sondern allüberall erblühe und, wie früher, Gutes schaffe, milderten Wir, soweit es Uns nothwendig schien, seine Regelsvorschriften, damit solche zeitgemäßere Normirung beim christlichen Volke allgemeinen Anklang fände. Der Erfolg erfüllte unsere Hoffnung und Erwartung.

Doch Unsere Liebe zum großen heiligen Franziskus und zu seinen Stiftungen forderte von Uns noch etwas weit Bedeutenderes, und Wir beschloßen auf göttlichen Antrieb dessen Ausführung. Es hat nämlich jetzt der erste Franziskaner-Orden Unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und es gibt kaum einen zweiten, für den Uns eine wachsamere und liebevollere Obforge zusteht. Denn gar ansehnlich und des Wohlwollens und der Zuneigung des apostolischen Stuhles würdig ist die Ordensfamilie der Minderen Brüder, die zahlreiche und nimmer aussterbende Nachkommenschaft des heiligen Franziskus. Ihr Vater hat befohlen, daß sie die Regeln und Lebensvorschriften, die er gegeben, in der ganzen Folge der Zeiten auf das Gewissenhafteste befolge, und er hat nicht vergeblich befohlen. Denn es gibt kaum einen anderen Menschenverein, der so viele Heldenthaten, so viele Prediger des Christenthums, so viele Märtyrer Christi so viele Bürger des Himmels hervorgebracht hätte, oder in dem so viele Männer vorhanden gewesen, die durch Pflege jener Wissenschaften, die am meisten geschätzt werden, der Christenheit und auch dem bürgerlichen Gemeinwesen Ruhm und Nutzen gebracht haben.

Zweifellos wäre die Menge dieser Güter größer und dauernder gewesen, wenn das Band enger Einigung und Eintracht, wie es in der ersten Zeit des Ordens bestand, immerdar geblieben wäre; denn je geeinigter die Kraft ist, desto stärker ist sie; durch Trennung wird sie gemindert (S. Thom. 2, 2^{ae}, q. 37, a. 2, ad 3). Der vorausblickende Geist des heiligen Franziskus hat das wohl erkannt und dadurch Vorsorge getroffen, daß er die Gesellschaft der Seinigen als eine unauflöslich verbundene und zusammenhängende Körperschaft ganz richtig erdachte und gründete.

Was wollte er anders, was that er anders, als er eine einzige Lebensregel vorlegte, die Alle ohne jede Ausnahme der Zeit und des Ortes befolgen sollten, oder als er anordnete, daß Alle der Gewalt eines einzigen höchsten Vorstehers unterworfen sein und gehorchen sollten? Daß die Bewahrung dieser Eintracht sein vorzüglichstes und beständiges Streben gewesen, bestätigt klar und deutlich sein Jünger Thomas von Celano, indem er sagt: „Er hatte den beständigen Wunsch und ein wachsameres Streben, das Band des Friedens unter den Brüdern zu bewahren, damit Diejenigen, die ein Geist herbeigezogen, ein Vater gezeugt hatte, im Schooße einer Mutter friedlich versammelt waren.“ (Vita secunda, p. 3, c. 21.)

Doch hinlänglich bekannt sind die späteren Ereignisse. Mag es an der Unbeständigkeit des menschlichen Willens, oder an der Verschiedenheit der Geister in einer so zahlreichen Gesellschaft, oder an der allmählig veränderten Richtung des allgemeinen Laufes der Zeit liegen; kurz, unter den Franziskanern griffen verschiedene Auffassungen über die Einrichtung des gemeinsamen Lebens Platz. Jene vollständige Eintracht, die Franziskus im Auge hatte und anstrebte, und deren gewissenhafte Bewahrung von Seiten der Seinen er wollte, umfaßte hauptsächlich zwei Punkte: die Liebe zur freiwilligen Armuth und die Nachahmung seines Beispiels in der Uebung der übrigen Tugenden. Das ist die Devise des Ordensinstitutes der Franziskaner, das die Grundlage seines unverlehrten Bestandes. In dessen einige seiner Jünger wünschten zwar ganz dieselbe äußerste Armuth an Allem, die der Heilige in seinem ganzen Leben so hochgehalten; Andere aber, denen diese zu schwer schien, zogen eine gemilderte Lebensweise vor. So erfolgte eine Trennung, und es entstanden einerseits die Observanten, andererseits die Conventualen.

Ebenso wollten Einige jene strengste Enthaltbarkeit und die erhabenen Tugenden, durch die Franziskus so wunderbar geleuchtet, in großherziger Strenge und in milderer Weise nachahmen. Nachdem aus den ersteren die Ordensfamilie der Capuziner sich gebildet hatte, war eine Dreitheilung erfolgt. Doch darob schwand der Orden keineswegs dahin; denn es ist allbekannt, daß die Mitglieder der einzelnen erwähnten Ordenszweige durch herrliche Verdienste um die Kirche und Tugendruhm hervorragen.

Bezüglich der Orden der Capuziner und der Conventualen haben Wir durchaus keine neue Bestimmung getroffen. Beide mögen ihre rechtmäßige Verfassung und Einrichtung, wie bisher, auch in Zukunft besitzen. Dieses Unser Schreiben betrifft nur Diejenigen, die durch Verleihung des apostolischen Stuhles vor den übrigen den Vorrang haben und den reinen, von Leo X. (Const. „Ite et vos“ IV. Kal. Jun. 1517) erhaltenen Namen „Minderen Brüder“ festhalten. Auch ihre Lebensweise ist nicht allenthalb die nämliche, da sie zwar die Bestimmungen der gemeinsamen Regel zu beobachten trachten, doch die eine mehr, die andere weniger streng. Dieser Umstand hat bekanntlich vier Kategorien hervorgebracht: die Observanten, die Reformaten, die Recolleten; doch wurde die Gemeinschaft nicht gänzlich aufgehoben. Denn schon die einzelnen Ordensfamilien in Privilegien, Statuten und Lebensweise sich unterschieden und jede ihre eigenen Provinzen und Noviziate hatte, so hielten doch stets, damit das Princip der ursprünglichen Einigung nicht verloren ginge, alle an dem Gehorsam gegen einen und denselben Vorsteher fest, den sie mit Recht „Generalminister des gesamten Ordens der Minderen Brüder“ nennen (Leon X. Const. cit. „Ite et vos“). Mochte diese Vertheilung vortheilhafter erscheinen als die vollkommene Gemeinschaft oder nicht: sie hat den Orden zwar gespalten, aber nicht gebrochen. Ja, da seine einzelnen Zweige seeleneifrige und durch Tugend und Weisheit hervorragende Stifter und Mitglieder hatten, wurden sie des Wohlwollens und der Gunst der römischen Päpste für würdig erachtet. In dieser Beziehung gewannen sie Kraft und Fruchtbarkeit und erwiesen sich mächtig in Hervorbringung heilsamer Wirkungen und in Erneuerung der Tugendmuster der alten Franziskaner. Doch, welche menschliche Einrichtung kann sich dem Einflusse des Alters entziehen?

Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß das Streben nach

Vollkommenheit, welche beim Ursprung und in der ersten Zeit der religiösen Orden so streng zu sein pflegt, allmählich nachläßt und der ursprüngliche Eifer meist mit dem Alter abnimmt. Dieser Ursache des Verfalles, den die Zeit mit sich bringt und der allen menschlichen Vereinen von Natur aus anhaftet, gesellt sich als äußere Ursache feindliche Gewalt bei. Der gewaltige Sturm, der seit mehr als hundert Jahren gegen die katholische Christenheit wüthet, hat in seinem natürlichen Verlaufe auch die Hilfstruppen der Kirche, Wir meinen die religiösen Orden, getroffen. Gibt es eine Gegend im Gestade Europas, die nicht ihre Verraubung, Vertreibung, Verbannung, feindliche Behandlung gesehen?

Wir müssen uns glücklich schätzen und es dem göttlichen Beistand zuschreiben, daß wir sie nicht gänzlich vernichtet sehen. Nun aber haben sie aus diesen beiden Gründen nicht wenig gelitten; denn die doppelte Bedrängnis konnte nicht umhin, ihr Gefüge zu lockern, die frühere Disciplin zu schwächen, wie in einem kranken Körper das Leben abnimmt.

Daber die Nothwendigkeit einer Erneuerung. Es fehlte auch nicht an religiösen Orden, die aus eigenem Antriebe und mit lobenswerther Bereitwilligkeit die erwähnten Wunden zu heilen und zu ihrem früheren Zustande zurückzuführen bemüht waren. Obwohl nun die Minderen Brüder dies sehr wünschen, so können sie es doch schwer oder gar nicht erreichen, weil bei ihnen das Zusammenwirken vereinter Kräfte vermisst wird. In der That, das Haupt des Ordens besitzt nicht über alle einzelnen Zweige eine volle und absolute Gewalt; die besondern Statuten einiger derselben gestatten manche seiner Anordnungen zurückzuweisen; es ist klar, daß dadurch dem Widerstreit der Meinungen und Gesinnungen stets die Thür offen steht. Ueberdies, obschon die verschiedenen Gemeinschaften einen Orden ausmachen und gewissermaßen eine Einheit bilden, aber doch den Provinzen nach geschieden sind und je ihre eigenen Noviziate haben, so geschieht es nur zu leicht, daß jede einzelne sich von ihrem eigenen Interesse leiten läßt und sich mehr liebt als die Gesamtheit, so daß, da die einzelnen auf sich selbst sehen, die großen Vortheile der Gemeinsamkeit außer Acht gelassen werden. Schließlich ist es kaum von Nothen, die Streitigkeiten und Zwistigkeiten zu erwähnen, welche die Verschiedenheit der Ordenszweige, die Mannigfaltigkeit der Statuten, die ungleichen Bestrebungen so oft erzeugen haben, und die sich beim Fortbestande derselben Ursachen täglich wiederholen können. Was ist aber verderblicher als Zwietracht? Hat sich diese einmal festgesetzt, so schwächt sie die Hauptlebenkräfte und bringt auch die blühendsten Gemeinschaften den Untergang entgegen.

Darum muß der Orden der Minderen Brüder durch Beseitigung der Herspaltung seiner Kräfte gestärkt und gefestigt werden, umsomehr, als heutzutage die Volksthümlichkeit eine große Rolle spielt; daher berechtigt eine Genossenschaft von Ordensleuten, die ihrem Ursprunge, ihrer Lebensweise, ihren Einrichtungen nach volksthümlich sind, zu keinen geringen Erwartungen. Denn jene, die für volksthümlich gelten, können sich viel leichter an das Volk wenden und so für das gemeinsame Wohl wirken und handeln. Wir sind dessen gewiß, daß die Minderen Brüder diese Gelegenheit, sich wohl verdient zu machen, eifrig und erfolgreich benützen werden, wenn sie stark, gewohnt, gehörig ausgerüstet dastehen.

(Schluß folgt.)

Heinrich Mehul.

Zu seinem 80jährigen Todestag (18. Okt. 1817)

von A. G.

Die Zeit, in der wir leben, ist schnelllebens, aber auch schnell vergessend, und doch ist es Pflicht der Nachwelt, eingedenk des Satzes: meminisse juvat, sich der Vorwelt zu erinnern, besonders wenn man an den Thaten der Verlebten gleichsam noch zehrt, sich ihrer Schöpfungen erfreut, sich an denselben ergötzt. So möge, wenn auch kurz und bündig, Heinrich Mehul's gedacht werden, dessen unsterbliches Werk „Joseph und seine Brüder“ auch die

Deutschen heute noch begeistert. Er ist eines Mementos werth nicht nur als Componist, sondern auch als Mensch.

Heinrich Mehul, einer der größten Musiker Frankreichs, erblickte das Licht der Welt am 24. Juni 1763 zu Givet, einer kleinen Stadt im Departement der Ardennen. Arm von Haus aus, ohne Mittel zu seiner Ausbildung, mit einer guten Stimme begabt, begeistert schon als Knabe für die Musik, genoß er zuerst den Unterricht eines blinden Organisten, sang auf dem Chor der Franziskanerkirche seiner Vaterstadt und war deren Organist bereits in einem Alter von zehn Jahren. Es wird seine Kunstfertigkeit auf der „Königin der Instrumente“ damals schon gelobt, und die Franziskanerkirche bezw. das Orgelspiel des Kleinen zog Hunderte aus der Hauptkirche dorthin. Der Abt eines nahen Klosters kam auf einer Inspectionsreise auch nach dem Prämonstratenser-Kloster Schuffenried im heutigen württembergischen Schwabenland, allwo jetzt das Kloster in eine Staatsirrenanstalt umgewandelt wurde. Dort war Wilhelm Hanser Chorregent, der den Abt auf seine inständigen Bitten nach seinem französischen Kloster begleitete, um hier Kirchengesang und Kirchenmusik zu reformiren. Mehul hörte alsbald davon, ließ sich vorstellen, und der Anfang zu seinem Glück, der Anfang zu seinem Ruhm war gemacht — gemacht durch ein Kloster, durch eine Anstalt also, bei deren Nennung heutzutage mancher Deutsche sofort eine gewaltige Gänsehaut bekommt! Hanser erkannte alsbald das Talent des jungen Mehul, der ihn öfters besuchte. Da aber die Abtei ziemlich entfernt war, da der Knabe bezw. dessen Eltern die Mittel nicht hatten, ihn als Pensionär im Kloster unterzubringen, so nahm letzteres denselben gratis auf, und in dem Kloster und dessen herrlicher Umgebung erlebte er, wie er selbst gestand, die schönsten Tage seines Lebens. Mehul war aber auch dankbar, dankbar durch seinen Fleiß und sein stetes rastloses Streben, dankbar dadurch, daß er im Kloster zwei Jahre lang den Organistenposten versah. Wenig hätte gefehlt, er wäre stets im Kloster geblieben als Ordensmann. Der Oberst eines in der Nähe garnisonirenden Regiments trug die äußere Schuld, daß es anders kam. Derselbe, ein vortrefflicher Kenner der Musik, hatte auch Mehuls großes Talent erkannt, er schlug ihm vor, ihn nach Paris mitzunehmen, dem Mittelpunkt des musikalischen Treibens von ganz Europa, und ihn dort vollends auszubilden zu lassen, und Mehul schlug ein. Dorthin zog er, sechzehn Jahre alt, im Jahre 1778. „Bei der ersten Aufführung von Glucks ‚Iphigenie in Tauris‘ konnte er Zeuge sein der großen Aufregung, welche der Wettstreit zwischen der italienischen und deutschen Musik hervorgerufen hatte, und in dem Erfolge der letzteren einen mächtigen Antrieb zu eigenem Schaffen gewinnen,“ wie Mendel sagt.

Mehuls Eifer in seiner Fortbildung, welche von den besten Meistern betrieben wurde, war ungemein groß, und bald erschienen die ersten Erzeugnisse seines Wissens und Könnens, nämlich mehrere Klavierfonaten, gewidmet seinem Lehrer, dem Componisten Cbelmann. Diese Erzeugnisse bewiesen aber dem Componisten selbst, daß er sozusagen für die Instrumentalmusik nicht geboren sei, und in Erkenntniß hievon wandte er sich mit noch größerem Eifer der Vocalmusik, besonders dem dramatischen Stile, zu — seinem Felde. Sehr zu statten kam damals dem jugendlichen Mehul die Zuneigung und Liebe des Meisters Gluck, der die französische Oper regenerirt hatte.

Drei Erstlingsopern hielt er selbst der Aufführung nicht würdig, eine vierte „Alonzo et Cora“, reichte er bei der Großen Oper ein, und nach vollen sechs Jahren wurde dieselbe endlich aufgeführt. Auch die Komische Oper brachte Werke des Meisters theils mit mehr, theils mit weniger Erfolg, die Franzosen waren, wie sie noch sind, mitunter zu verwöhnt, mitunter zu wetterwendisch. Das aber steht fest: Mehul zeigte sich als Meister hauptsächlich in der Instrumentirung. Es folgte Werk auf Werk, Mehul stieg im Ansehen als Componist — die Werke einzeln aufzuführen, würde den uns zugewiesenen Raum weit überschreiten — er war aber auch ein vorzüglicher Lehrer und leistete als einer der Inspectores des Conservatoriums Großes und Bedeutendes, benützte aber diese seine Ehrenstelle zugleich stets dazu, seine eigene musikalische Bildung noch zu vervollkommen. Wenig Glück hatte er in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts mit verschiedenen Nachahmungen der italienischen Opera buffa, welche alle Sujets ziemlich leichter bis sehr leichter Art zur Grundlage haben.

Zwei neue Sterne ersten Ranges stiegen am musikalischen Himmel auf, Cherubini und Spontini; ersterer feierte mit seiner „Faniska“, letzterer mit der „Bestalin“ geradezu riesige Triumphe. Mehul mußte in das Lob nolens volens einstimmen, er that es, zugleich aber warf er sich wieder auf das eifrigste Studium besonders des Contrapuncts und der Fuge, und die Frucht des Studiums war zunächst die Oper „Joseph in Egypten“, welche erstmals vor 90 Jahren, am 17. Februar 1807, in Paris aufgeführt wurde. Sie gefiel, aber nicht so, wie der Componist es hoffte. Da gerade diese Oper alsbald auch auf dem deutschen Theater Eingang fand und bis heute noch in Deutschland gern gehört wird, so mögen über dieses Werk speciell einige Kritiken von Kennern hier einen Platz finden.

Der vielfach von Componisten gefürchtete Musikkritiker Hanslick-Wien schreibt: „Joseph und seine Brüder“ hat den Ruhm des Meisters für immer besiegelt. Mehuls Grundsätze in der dramatischen Composition waren im großen und ganzen die Glucks, nur modificirt, wenn man will gemildert durch die Verschiedenheit des Temperaments, der Nationalität, des Alters. Als oberstes Gebot betrachtet er die Uebereinstimmung der Musik mit dem Wort, dem Charakter, der Scene. Die dramatische Wahrheit ist ihm die oberste, aber nicht die einzige Forderung; den Reiz der Melodie, die Kraft der musikalischen Erfindung will er nirgends missen. „Du hast“, schrieb er an Berton nach der Aufführung von dessen komischen Oper „Le chevalier des Sénages“, „mit ausgesuchtem Geschmac den Punkt erfaßt, bei dem man einhalten muß, um nicht melodisch nur zu deklamiren, um nicht undramatisch bloß zu singen.“ Am reinsten und schlichtesten finden wir diesen Grundsatz in Mehuls „Joseph“ verkörpert.“ Und Freiherr v. Biedenfeld sagt in dem Werke „Die komische Oper“: „Mehuls Meisterwerk „Joseph und seine Brüder“ wird stets Beifall finden und stets als ein in sich vollendetes Kunstwerk tiefster und blühendster Innigkeit, lebensvoller Melodie und erhabener Schönheit, einfacher Harmonie erscheinen.“ Da Mehul mit den Erfolgen, die sein „Joseph“ in Paris erzielte, bei weitem nicht zufrieden war, wurde er misanthropisch und wandte sich einerseits der „Balletmusik“ zu, andererseits der Composition von Symphonien, hatte aber hier keine Lorbeeren zu erringen. Er hatte sich bei den letztgenannten Compositionen Haydn als bestes Vor-

bild genommen, blieb aber weit hinter diesem weichen jurist.

Betrübt durch solche Mißerfolge, ein Brustleiden mit sich herumtragend, lebte er still für sich und seine Lieblinge, die Blumen, in einem abgelegenen Häuschen einer der Pariser Vorstädte. Noch einmal raffte er Geist und Körper zusammen, indem er die Oper „La journée aux aventures“ zur Aufführung einreichte. Sie wurde mit Beifall aufgenommen — enthält auch schöne Piecen —, aber der Beifall galt mehr dem Manne, der viel geleistet und jetzt krank war, er galt seinem „Schwammengesang“. Die körperlichen Leiden nahmen zu, der Aufenthalt in einer milderer Gegend wirkte wohlthuend, aber das Heimweh trieb den Kranken wieder nach Paris zurück, wo er am 18. October 1817 im Alter von 54 Jahren mit Tod abging — nach dem Tode mehr geschätzt und geehrt, als im Leben, wie es so manchem Sterblichen gegangen ist, geht und gehen wird.

Mehul hat viel geleistet, am Ende zu viel, und darum nicht immer Hervorragendes. Als Mann war er von strengster Rechtlichkeit, größter Uneigennützigkeit und Einfachheit in den Sitten. Gern half er, wo er konnte, und er war ein väterlicher Freund seiner Schüler. Glück hatte er nicht viel, und manche Mißerfolge waren schuldig, daß er erbittert wurde und überall Feinde zu haben glaubte, besonders in den letzten Jahren seines Lebens und Wirkens, als bereits der Körper krank wurde — sein Geist blieb klar und hell, bis er starb. Auf materielle Vortheile war der von Haus aus arme Meister nie erpicht. Zum Beweise hiesfür mag schließlich noch eine Episode aus seinem Leben angeführt werden. Als Kaiser Napoleon I. ihm die erledigte Kapellmeisterstelle anbot, machte Mehul demselben den Vorschlag, sie zwischen ihm und Cherubini zu theilen. Dieser collegialische schöne Plan wurde freilich durch Napoleon vereitelt, der Cherubini nicht hold war. „Ne me parlez pas de cet homme là!“ war die Antwort des Kaisers, und die Stelle erhielt ein Dritter. Dergleichen wollte Mehul den Kaiser bestimmen, Cherubini den Orden der Ehrenlegion zu verleihen, den er selbst besaß; sein Bestreben war vergebens, aber Mehuls Eintreten für Cherubini zeigt klar sein gutes Herz, Cherubini war ja sein Rivale.

Die deutsch-französischen Allianzen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von
(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung wird es am Platze sein, jetzt den 70er Krieg mit seinem ganzen Jammer und Glend und mit seiner Fülle tragischer Mißverständnisse vorüberziehen zu lassen. Viel ist über diesen welthistorischen Krieg geschrieben worden, in Gedichten und Prosa; wollte man diese Ergüsse alle zählen, sie erreichen fast die Zahl der französischen Kriegsentzündungssumme, ohne jedoch auch nur annähernd den klingenden Werth derselben zu besitzen. Zunächst war die äußere Veranlassung Prinz Leopold von Hohenzollern; wenige werden wissen, daß dieser zweifach (durch Murat und Beauharnais) mit Napoleon III. verwandt war. Ebenso ist es durchaus irrig, zu glauben, die Kriegsbegeisterung sei in Paris eine allgemeine gewesen. Noch im September 1870 tritt man sich in der Pariser Akademie, ob man — das Grab der Makkabäer ankaufen solle; man sprach von der Sensation erregenden Polka „Colibri“ des Pianisten H.,

na ganz wenig vom Kriege. Der „Kappel“ war immer friedliebend; ebenso demonstrierte eine riesige Arbeiter-versammlung gegen den Krieg. Am Tage der offiziellen Kriegserklärung erschöpfte sich in Washington der französische Gesandte Prévoist-Paradol, da er den Ausgang ahnte; ebenso rief Louis Blanc, der die Nachricht mit Emil de Labeley ein London empfing, aus: „Wir werden unterliegen!“

Eine weitere Legende des 70er Krieges ist die Begeisterung der französischen Soldaten für Napoleon. d'Hérison erzählt,¹³⁾ daß der Kaiser im Lager von Châlons sich von Wikbolden anrufen lassen mußte. Als die Soldaten an ihm vorbei defilirten, rief ein Spasmacher: Vive l'Empereur!; dann zählten die andern 1, 2, 3 und riefen: M... (ein gemeines Schimpfwort). Trotzdem schrieb der „Moniteur“ unterm 20. August hierüber: „Die Soldaten haben ihn umringt und ihn gebeten, sie vorwärts zu führen.“

Napoleon III. war es auch, der den vielgeschmähten, von Gambetta moralisch hingeschlachteten Bazaine zum Sünderbock seiner Politik machte; er redete ihm in alles hinein, und als seine Rathschläge sich als die denkbar schlechtesten erwiesen, zog er sich nach Châlons zurück, damit Bazaine die fürchterliche Last der Verantwortlichkeit allein trage. Vom August 1870 schreibt der patriotische Franzose d'Hérison: „Paris hat mehr das Aussehen, als bereite sich eine Revolution (gegen Napoleon) vor, nicht eine Belagerung.“ Derselbe schiebt alle Verantwortung Napoleon III. zu; mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit wirkt er auch der Kaiserin Eugenie vor, sie habe Napoleon zur Uebernahme der Heerführung gedrängt, um während ihres Gemahls Abwesenheit in Paris die Regentenschaft an sich reißen zu können. — Während der Pariser Belagerung herrschte die kläglichste Uneinigkeit und Zerfahrenheit unter den leitenden Persönlichkeiten. General Trochu, der Stadtkommandant, hielt, statt die Verteidigung zu organisiren, lange Reden — er besaß eine Virtuosität darin — und nannte sich den „Jesus Christus“ der Situation, während der verlogene Theaterheld Gambetta, der seine Laufbahn damit begonnen hatte, in der Kammer zwei Soldaten der Linie zu verteidigen, welche in die Correctionstruppe geschickt wurden, da sie einem Redner applaudirt hatten, welcher die Ermordung Napoleons III. besprach, in den Provinzen sich umhertrieb und lügenhafte Telegramme über Telegramme allenthalben versandte. Mit rührender Beredsamkeit mußte er auseinanderzusetzen, er habe schon als Kind, jedenfalls in Vorausahnung der kommenden Dinge, sich selbst ein Auge ausgestoßen, um nicht Priester werden zu müssen, um besser seinem Vaterland dienen zu können; vielmehr verlor Gambetta sein Auge, als er einem Messerschmied zuschante und — als Kind von sechs Jahren — jedenfalls noch keine Revanchegedanken hegte. Ebenso sicher ist, daß die sonst so ehrwürdige Jungfrau von Orléans, deren Heldengestalt gerade während des 70er Krieges sich wieder zu erheben begann, in ihrer Jugend weder Schafe noch Schweine gehütet hat. Lesigne in „La fin d'une légende“ (Paris 1889) hat den ihr anhaftenden romantischen Nimbus — bei aller Achtung ihrer wahren, ungeheuersten Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit — zerstört und damit dem giftsprühenden, grünhängigen Ungeheuer der Revanche einen seiner gefährlichsten Götzen ausge-

brochen. Die Ironie der Weltgeschichte will ja auch, daß das Heldennädchen nicht gegen die Preußen, sondern gegen den wirklichen Erbfeind der Franzosen, die Engländer, kämpfte. Thatsache ist, daß 1870 mehrere hysterische Französinen sich als Nachfolgerinnen der Jungfrau von Orléans berufen fühlten und ins Irrenhaus gebracht wurden.

Noch einige Worte über den sonderbaren Patrioten Thiers, den libérateur de territoire. Was es mit letzterem Beinamen für eine Bewandniß hat, ist wirklich kostbar. Die „Befreiung des Territoriums“, die von den Franzosen so heiß ersehnt, hatte nämlich Bismarck dem ehemaligen Finanzminister Pouyer-Quertier schon bewilligt, Thiers aber, um selbst das Verdienst zu haben, ignorierte dies; denn, sagte er, sonst würde ich der assemblée gegenüber die Rolle einer vieille bonne spielen. So kam es, daß Bismarck einmal ein besserer französischer Patriot war, als der eitle Thiers, der Hohepriester des Patriotismus. Derselbe Thiers verstand es, nach dem Friedensschlusse durch die vielen Mittel seiner diplomatischen Hansapothek einige russische Entgegenen, die sich in das poltische Lazareth Paris geflüchtet hatten, an sich zu locken, so die Prinzessin Lisa Trubekoi, welche mit französischem Gelde 1872 in Petersburg ein französisch-russisches Journal (La Nowa) gründete, das jedoch bald einging. Die Prinzessin verfeindete sich später mit MacMahon und starb in Vergessenheit. 1874 reiste der Zar nach England, ohne Frankreich zu berühren. Eine Entente schien also in weiter Ferne, so sehr auch der Duodez-Catilina Henri Rochefort, der poltische Klopffechter, und der pompöse Odenfabrikant Victor Hugo ihre Künste spielen ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen und Notizen.

Sud Chr., Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser, nach den Quellen bearbeitet. 8°, pp. II + 88. Freiburg i. Br., Herder 1897. M. 2.00.

Die Geschichte der Waldenser wurde seit Flacius Illyricus von den protestantischen Kirchenhistorikern aus begreiflichen Gründen immer mit besonderer Vorliebe behandelt. Nur wurden dabei die ältesten und zuverlässigsten Quellen, sofern sie katholischer Herkunft sind, über Gebühr vernachlässigt, um eben das Bild zu gewinnen, das man wünschte. Der Verfasser des Buches ist der erste, der auf katholischer Seite es unternimmt, die dogmengeschichtliche Entwicklung des Waldensertums einer quellenmäßigen Darstellung zu unterziehen und sein Verhältnis zum Protestantismus klarzulegen. So füllt das Buch eine Lücke in unserer Literatur aus und ist als eine verdienstliche, werthvolle Gabe zu begrüssen.

Lebrecht Joh., Geistliches Brennglas, oder: Eine Romreise mit nützlichen Abtheuern. Ein Büchlein für Arbeiter. 8°, 92 SS. Freiburg i. Br., Herder 1897. M. 0.50 gebd.

Unterhaltliche und lehrreiche Blaudereien in frischem Ton gehalten, dem man nur ein bißchen die Absicht anmerkt, ein berühmtes Muster zu erreichen. Der Titel ist ganz verunglückt und von ausgesuchter Geschmacklosigkeit. Das Büchlein bietet im Rahmen einer Reise eine für das Verständnis des Volkes berechnete Vertheidigung katholischer Einrichtungen und Bräuche, die so gelegentlich zur Besprechung kommen und zwar mit einem großen Aufwand von Begeisterung. Auch einige Bilder schmücken das Buch, welches gewiß nicht ungern gelesen wird und in den Kreisen, für die es geschrieben ist, sicher Gutes wirken kann.

¹³⁾ In seinem Journal d'un officier (Paris 1885).